



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bücher über den klassischen Süden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht mit. Sich die Seele aus dem Leibe schinden, immer in Schulden stecken, und Polenta und immer Polenta, und sehen, wie die Kinder von Tag zu Tag mehr abkamen, das war nicht auszuhalten. Dann eine lange Krankheit des Mädchens. Endlich hatte ihm der Blitz eine Ruh erschlagen, und nun gute Nacht. Er hatte alles verkauft und wollte nun sehen, ob er in Amerika das Leben fristen könne.“ „Mir aber klang, schließt de Amicis, wie ein Liedchen das Wort Giordanos durch den Sinn: »Unser Land wird glücklich sein, wenn man sich daran erinnern wird, daß auch die Landleute Menschen sind.« Ich konnte es nicht aus dem Gedanken bringen, daß an diesem Elend menschliche Bosheit und Selbstsucht einen guten Teil der Schuld tragen; so viele indolente Grundherren, für die das Landleben nur ein gedankenloses Vergnügen auf wenig Tage ist, und das jämmerliche Leben der Arbeiter eine hergebrachte Klage utopistischer Humanitätsschwinder, so viele Pächter ohne Schonung und Gewissen, so viele Bucherer ohne Herz und Rechtsgefühl, so viele Unternehmer und Geschäftsleute, die auf jede Art Geld machen wollen.“

Das sind in der That Zustände wie in Frankreich vor 1789, sie haben denn auch einen tiefen Haß des Landvolks gegen die Signori der Städte erzeugt. Amicis selbst nimmt ihn zu seinem Schmerze wahr, als er aufs Vorderdeck des „Galileo“ unter die 1600 Zwischendeckpassagiere kommt. Da sieht er überall finstre Blicke und hört halb unterdrückte Schmähworte, und wenn man ihm Platz macht, so haben die Worte: *largo ai signori!* einen höhnischen, herausfordernden Ton. Nur schwer überwindet er allmählich das tiefe Mißtrauen. In blutigen, zerstörenden Unruhen ist diese Stimmung während des letzten Jahrzehnts immer wieder zum Ausbruch gekommen.

(Schluß folgt)



Bücher über den klassischen Süden



lassisch ist der Süden für die moderne Welt eigentlich nur noch im Sprachgebrauche. Seltsamer Widerspruch: Niemals sind Italien und Griechenland von Nordländern mehr bereist worden als heute, und niemals ist doch unser geistiges Verhältnis zu den klassischen Ländern so locker gewesen wie heute. Gegen die Pflege der klassisch-humanistischen Bildung an unsern humanistischen Gymnasien laufen die Realisten Sturm; sogar für die immer tiefer eindringende wissenschaftliche Philologie und Archäologie ist das griechisch-römische Altertum nicht mehr in dem Sinne klassisch, daß es uns Muster zur Nachahmung lieferte, oder daß seine Erzeugnisse auch nur als etwas unbedingt Giltiges und Vorbildliches angesehen würden, wie noch in der Zeit Goethes und des Neuhumanismus; sie sind für uns heutzutage so gut historische und aus ihren Daseinsbedingungen heraus zu erklärende Erscheinungen, wie die Kunst der Assyrer und die gottesdienstlichen Tänze der Südeinsulaner. Vollends die moderne Kunst, oder besser gesagt die Kunst der „Modernen,“ will

weder von der Antike noch von der Renaissance mehr etwas wissen, sie will etwas ganz Neues schaffen. Sie hat bisher zwar in der Architektur nur groteske Geschmacklosigkeiten in die Welt gesetzt und in der Malerei die widerwärtigsten Gegenstände naturgetreu dargestellt, aber es wenigstens in der Dekoration und im Kunstgewerbe zu einer Art von neuem Stil gebracht, der einerseits freilich an den Japonismus anklängt, andererseits auf der Verwendung naturalistischer oder stilisierter Pflanzen- und Tierformen beruht, schließlich aber doch auf eine Barbarisierung der Kunst hinausläuft und sich vermutlich viel rascher ausleben wird als die verschmähte und gescholtne Renaissance. Denn es liegt etwas unnatürlich Gewalttames in dieser ganzen Richtung; sie ist schließlich doch nur aus dem Überdruß an allem Überlieferten und aus dem krampfhaften Bestreben, etwas Neues, noch nicht Dagewesenes zu erfinden, entsprungen, also ein bewußtes und gewolltes Produkt. Nach der historischen Erfahrung aber hat sich ein neuer Stil immer nur allmählich und naiv aus dem frühern heraus gebildet und wesentliche Elemente mit herübergenommen. Die römische Kunst ist eine Weiterbildung der griechischen, die romanische und die byzantinische eine Barbarisierung der römischen; die gotische Architektur nimmt, obwohl sie ein neues konstruktives Prinzip, den Spitzbogen, anwendet, doch namentlich im Ornament romanische Motive auf, und die Renaissance mit ihren Ausläufern lenkt wieder, ohne die gotischen Elemente ganz aufzugeben, zur römischen Kunst, der Klassizismus zur griechischen zurück; alle diese Richtungen immer natürlich gemäß den Bedürfnissen der Zeiten und der Völker.

Auch die „Moderne“ beruft sich gern auf die Notwendigkeit, die nationale und die moderne Eigentümlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Daß sich die Nationalität auch in der Kunst ausdrückt und ausdrücken muß, wer wollte das leugnen? Aber die europäischen Kulturvölker stehn doch nicht zu einander wie Weiße und Rothhäute, sie bewegen sich auf einem gemeinsamen Kulturboden, sind teilweise sogar blutsverwandt und bilden trotz aller nationalen Unterschiede und Feindseligkeiten eine große Kultur-einheit. Auch ihre Kunstwerke tragen also zwar einen verschiedenen nationalen Stempel, sind aber doch nicht nur dem eignen, sondern auch jedem andern Volke oder wenigstens dessen gebildeter Schicht verständlich, abgesehen noch davon, daß eine ganze Reihe von Empfindungen, und zwar gerade die wichtigsten und stärksten, dem ganzen Menschengeschlecht gemeinsam sind, und daher Kunstwerke, auch Dichtungen, in denen doch die nationale Eigentümlichkeit am reinsten zum Ausdruck kommt, wie etwa Homers Epen, Shakespeares größte Dramen, Goethes Werther und Faust zur Weltliteratur gehören. Vollends die Musik ist eine internationale Empfindungssprache. Es ist also klar, daß die Nationalität allein noch nicht genügt, einen neuen Stil in der Kunst zu begründen. Diese Formen sind zum allergrößten Teile wirklich international; die romanische, die gotische, die Renaissancekunst haben zu denselben Zeiten mit gewissen Abweichungen bei allen Völkern des germanisch-romanischen Kulturkreises geherrscht; nicht nach den Nationen haben sich diese Kunstströmungen unterschieden, sondern nach den Zeiten. Auch die Ansicht, daß jede Zeit in neuen Formen ihren künstlerischen Ausdruck finden müsse, ist keineswegs ohne weiteres richtig. Wie die Wellenbewegung, so hat die Kunstbewegung ihre Höhen und Tiefen, und es ist nicht möglich, aus der Tiefe ohne weiteres, durch bloßes Wollen einzelner in die Höhe zu kommen; ja manche Höhe ist für die spätere Zeit überhaupt un-erreichbar. Solche Höhen sind die Kunst der Hellenen und die Kunst der italienischen Renaissance. Und in solchen Zeiten sind auch Formen gestaltet worden, die für alle Zeiten feststehn und nicht willkürlich durch neue ersetzt werden können, auch schlechterdings nicht ersetzt zu werden brauchen, weil sie ein für allemal dem Bedürfnis am besten und schönsten genügen; man denke in der bildenden Kunst z. B. an die Formen des Bögens, des Gewölbes, der Kuppel, der Säule, des Pfeilers,

der Gefäße, der Möbel u. s. f., in der Dichtung an die Gestaltungen des Verses und die Gesetze der Dichtungsgattungen, in der Musik an die Formen des Liedes, des Duetts, der Sonate, der Symphonie usw. Jeder Versuch, sich von ihnen loszusagen, führt doch nur durch Willkür zum Chaos. Wir könnten ebenso gut unsere wirtschaftliche Kultur wegwerfen, uns altgermanische Blockhäuser bauen, uns in grobes Wollzeug kleiden und mit Wurfspeeren auf die Jagd gehn wollen. Das sind Binsenwahrheiten, aber der „Modernen“ gegenüber, die nichts von ihnen wissen will, müssen sie gelegentlich ausgesprochen werden. Früher sah jeder Künstler seine Hochschule in Italien, und manches selbständige Talent mag dort durch die Wucht der Eindrücke aus seiner natürlichen Bahn gelenkt und in slavischer Nachahmung verdorben worden sein. Heute besteht dafür die Gefahr, daß sich die nordische Art, auf sich selbst gestellt und von dem südländischen Schönheitszauber unberührt, völlig barbarisiert. Denn das läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß uns Nordländern der Schönheitsfönn und das Schönheitsbedürfnis nur spärlich zugemessen sind. Uns ganz selbst überlassen werden wir vielleicht eine nationale Kunst erhalten, aber sie wird vermutlich dafür einigermaßen barbarisch sein. Und wenn wir jetzt von der klassischen Bildung nichts mehr wissen, sie als „klassisch“ nicht mehr anerkennen wollen, so werden wir Deutschen aufhören, das Volk Goethes zu sein, des Dichters und Weisen, der seine Größe und die Größe unserer Bildung in der Verbindung deutscher Tiefe und hellenischer Schönheit suchte und fand. Darum begrüßen wir Bücher, die uns den trotz alledem klassischen Süden in Wort und Bild vergegenwärtigen, mit besonderer Freude. Denn sie sind ein Zeichen dafür, daß noch eine starke Strömung gegen den antihumanistischen Geist bei uns vorhanden ist, und sie werden dazu beitragen, dem modernen Menschen, der überall Wirklichkeiten sehen will, dadurch die antike Welt wieder näher zu bringen, daß sie ihm den Boden, den landschaftlichen Rahmen zeichnen, worin sich die Völker der alten Welt bewegt haben, worin ihre Kunstwerke entstanden und erst recht verständlich sind.

Wir stellen wenigstens mit einer vorläufigen Anzeige das soeben erschienene Werk von August Mau, Pompeji in Leben und Kunst (Leipzig, W. Engelmann, 1900, 508 und XX Seiten) an die Spitze. August Mau, Bibliothekar des Kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts in Rom, unzweifelhaft jetzt der beste Kenner Pompejis, durch seinen trefflichen Führer durch Pompeji (3. Auflage, Leipzig, W. Engelmann, 1898) vielen deutschen Besuchern der antiken Stadt wohl bekannt, hat schon an der vierten (und letzten) Auflage von Overbecks Pompeji (1884) mitgearbeitet und nun den gegenwärtigen Stand der Forschung in einem selbständigen, in jeder Beziehung vorzüglich ausgestatteten Werke von wesentlich geringerm äußern Umfange als Overbecks Buch niedergelegt. Unterstützt von zahlreichen (6) Plänen, 278 Abbildungen im Text und 12 meist sehr guten Hellogravüren führt uns Mau nach einer Einleitung über Lage, Geschichte, Verschüttung, Ausgrabung und Baugeschichte der Stadt in sechs Abschnitten die Plätze und Gebäude, die Wohnhäuser im Allgemeinen und in einzelnen für die verschiedenen Bauperioden charakteristischen Typen, Handel und Gewerbe, die Gräber, die Kunst und die Inschriften vor. Er entrollt also ein so vollständiges Bild von Pompeji, wie es irgend heute schon gegeben werden kann, wo noch immer die gute Hälfte der Stadt unter der Asche des Vulkan begraben liegt, ein Bild, das mit dem äußern Befunde einerseits die allmähliche Umwandlung und Ausgestaltung der Stadt durch eine Zeit von etwa 600 Jahren und unter den Einwirkungen ostlicher, samnitischer, griechischer und römischer Elemente giebt, andererseits die ansehnlichen Gebäude alle nicht nur im Grundriß und im jetzigen Zustande, sondern auch in der Rekonstruktion Maus oder anderer vergegenwärtigt. Der deutschen Ausgabe ist eine englisch-amerikanische (Pompeji, its life and art, New York, The Macmillan Co.,

1899) vorausgegangen, doch ist die deutsche in Text und Abbildungen mannigfach vervollständigt. Besonders für jüngere und ältere Philologen bestimmt ist doch das Buch für jeden gebildeten Leser verständlich und genießbar, da es die gelehrte Untersuchung, auf der es beruht, nicht mehr zu Tage treten läßt. Wer Pompeji besucht hat oder noch zu besuchen gedenkt, dem wird es das Verständnis der unvergleichlichen Stätte außerordentlich vertiefen, dem, der sie nicht mit Augen sehen kann, ihren Anblick so weit ersetzen, als es überhaupt möglich ist. An zweiter Stelle sei erwähnt:

Das Schloß des Tiberius und andre Römerbauten auf Capri dargestellt von C. Weichardt. Leipzig, R. Fr. Köhler (1900). Mit 33 Ansichten. Querfolio, VI und 66 Seiten.

Wer jemals Capri besucht hat, der hat gewiß, wenn irgend möglich, das hochragende, in schroffen Wänden abstürzende östliche Vorgebirge der herrlichen Insel erstiegen, das 325 Meter fast senkrecht über dem Meere die Trümmer der „Villa Tiberio“, wie die Capresen sagen, trägt. Ist er der Geschichte kundig, dann hat er sich hier bei der einsamen kleinen Kirche Santa Maria del Soccorso, wo der Blitz zuweilen zerstörende Spuren zurückläßt, nicht nur der wunderbaren Aussicht über das weite Meer und das Festland gegenüber erfreut, sondern dabei auch des unseligen Kaisers Tiberius gedacht, der hier in weltferner Einsamkeit, verbittert und menschenfleh, elf Jahre lang (27 bis 37 n. Chr.) gehaust und von hier aus die römische Welt in Unterhänigkeit gehalten, hier auch (im Jahre 31) die meisterhafte Intrigue zum Sturze seines treulosen Ministers Sejanus gesponnen hat. Diesen Adlerhorst des Weltbeherrschers aus gestaltlosen Trümmern in der Phantasie zu der alten Herrlichkeit wieder aufzubauen lag einem Architekten wie C. Weichardt um so näher, als er schon Pompeji im alten Glanze vor uns hat erstehn lassen. Er hat sich aber nicht auf diese Tiberiusvilla beschränkt, sondern den Versuch gemacht, alle Bauten der römischen Kaiserzeit, deren Reste noch auf Capri vorhanden sind, zu rekonstruieren. „Es ist, wie er in der »Vorbemerkung« sagt, eine Feiertagsarbeit gewesen, geboren aus der sonnigen Feiertagsstimmung, die das ganze Jahr lang, auch beim Brausen der Stürme, auf diesem glücklichen Eiland herrscht“; und er weiß seinen Leser in diese Feiertagsstimmung zu versetzen, zumal dann, wenn in diesem selbst lichte Erinnerungen an Capri aufsteigen. Den Anspruch, mit seinen rekonstruierenden Ansichten kritisch möglichst unanfechtbare Bilder der ehemaligen Wirklichkeit zu geben, erhebt er nicht, denn die Reste sind außer bei der sogenannten Tiberiusvilla gering; auch hat er außer bei dieser weder Grundrisse aufgenommen noch vollends Ausgrabungen veranstaltet. Was er bietet, das verhält sich nach seinem eignen Ausdruck etwa wie ein historischer Roman zur Geschichte, ist eine Reihe von architektonischen Phantasien. Aber er hat das ihm erreichbare Material geschickt benutzt und die nicht unbeträchtliche ältere und jüngere Literatur über Capri, die auch über den frühern Zustand der antiken Reste mannigfachen Aufschluß giebt, gewissenhaft herangezogen. So ist eine Reihe überaus reizvoller Architektur- und Landschaftsbilder entstanden.

Die Insel, die übrigens damals 6 Meter höher über dem Meerespiegel lag als heute, war schon seit dem Jahre 29 v. Chr., wo sie Augustus im Umtausch gegen Ischia von der griechischen Stadtgemeinde Neapel erwarb, im Besitz des Kaiserhauses, und es ist wahrscheinlich, daß schon dieser die meisten der Landhäuser und Paläste, deren Zahl später von Tacitus auf zwölf nach den Hauptgöttern benannte angegeben wird, erbaut hat, da er sich gern, sogar noch kurz vor seinem Tode im Jahre 14 n. Chr. dort aufhielt. Er fand eine griechische Ortschaft vor, die aber nicht an der Stelle des heutigen Städtchens, sondern etwas unterhalb, auf dem Sattel über der Marina grande (an der Nordseite) lag. Von hier

aus oder schon vom Strande her führte eine steile, zum Teil noch vorhandne und gangbare Treppe nach der Hochfläche von Anacapri hinauf. Die antiken Reste beschränken sich fast ganz auf die kleinere Osthälfte der Insel. Kaiserliche Villen sucht Weichardt hier etwas westlich von der Marina grande auf der Küstenterrasse, an der Stelle, die noch heute Palazzo al maro heißt, dann an der Südseite, dort, wo heute die Certosa nachweislich auf antiken Fundamenten steht, und über der Punta Tragara auf halber Inselhöhe, wohin nach seiner Annahme in weitem Bogen eine Fahrstraße führte, deren Unterbauten er in den sogenannten Camerelle, Reihen von offenen Gewölbebogen, sieht. Eine Grotte unterhalb am Meere wurde in der spätern Kaiserzeit zu einem Mithrassheiligtum eingerichtet. Eine vierte Villa nimmt er am Monte Castiglione etwas landeinwärts westlich von der Certosa an; die viereckige Terrasse auf dem Gipfel des Monte Michele trug nach seiner Annahme einen Tempel. Sind die Bauten, die er sich hier vorstellt, im wesentlichen Phantasiebilder auf antiker Grundlage, so konnte er die Villa Timberio, die antike Villa Jovis auf der Ostspitze, mit größerer Sicherheit rekonstruieren. Von dieser bringt er denn auch den Grundriß des Erdgeschosses nach den umfanglichen Trümmern mit Benutzung einer ältern Ansicht von 1835 (von Albino), die sie noch in besserer Erhaltung zeigt; er versucht diesen Treppen, Gängen, Gewölben, Zimmern und Hallen, in denen teilweise noch der alte Mosaikfußboden vorhanden ist, ihre ehemalige Bestimmung zuzuweisen, indem er dabei die Reste der Domus Augustana auf dem Palatin und die Ansichten von Bauten auf pompejanischen Wandgemälden zu Rate zieht. Er setzt auf diesen Unterbau noch zwei sich nach oben verjüngende Stockwerke, denn unzweifelhaft hat sich der kühne Bau auf dem engen, steil abstürzenden Felsen mehr in die Höhe als in die Breite ausdehnen müssen. Die Ansichten, die er dann von dem Ganzen entwirft, wie es sich zur Zeit des Tiberius von verschiedenen Seiten her im Rahmen der großartigen Natur dem Auge geboten haben wird (Nr. 24, 31 und 33 von Osten, Nr. 30 und 22 von Südwesten), sind außerordentlich malerisch und verraten ebenso künstlerische Gestaltungskraft wie das sorgfältigste Studium der Architektur dieser Zeit. Beigegeben sind vortreffliche Naturaufnahmen der Örtlichkeiten dieser Bauten und andre Ansichten von der Insel, eine Karte mit Angabe der Ruinen und drei Statuen oder Büsten des Tiberius aus verschiedenen Lebensaltern. Einen besondern Schmuck des Werks bilden die zahlreichen Titellöcher und Randleisten, reizende, graziose, freie Kompositionen in der Art griechischer und römischer Ornamentik der ersten Kaiserzeit, die unter Weichardts Leitung von seinen Schülern an der Leipziger Kunstakademie gezeichnet und größtenteils von der photomechanischen Abteilung derselben Anstalt hergestellt worden sind. Für jeden Gebildeten, der für Capri Interesse hat, wird das auch sonst vornehm ausgestattete Werk ein willkommenes Weihnachtsgeschenk sein.

Ein drittes Buch führt von Italien nach dem griechischen Osten hinüber: Von Rom nach Sardes. Reisebilder aus klassischen Ländern von Dr. Gustav Lang. Zweite Auflage. (Stuttgart, 1900, J. F. Steinkopf. VI und 308 Seiten.) Der Verfasser, ein württembergischer Gymnasiallehrer, hat vom Herbst 1893 bis Mitte 1894 drei Vierteljahre in Italien, Griechenland und Kleinasien zugebracht. Seine Erfahrungen hat er dann zunächst nur in einzelnen Vorträgen und Aufsätzen niedergelegt, erst 1899 in Buchform für einen nähern Bekanntenkreis zusammengefaßt und sie jetzt endlich in erweiterter Gestalt einem größeren Publikum zugänglich gemacht. Lang hat wesentlich mehr gesehen als andre Reisende in den klassischen Ländern. Er beginnt seine Schilderungen in Rom, setzt von dort seine Reise nach Neapel und Sizilien fort und geht im März 1894 von Catania nach dem Piräus hinüber. Von Athen macht er unter der Führung W. Dörpfelds, dessen außerordentliche Tüchtigkeit als Erklärer der antiken Denkmäler und als Leiter

wissenschaftlicher Expeditionen auch hier wieder die dankbarste Anerkennung findet, mit einer aus allen Nationalitäten gemischten Reisegeellschaft, von der nur ungefähr ein Drittel Reichsdeutsche sind, mehrere Reisen des Kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts mit, die erste durch den Peloponnes (Korinth, Argolis, Arkadien, Elis) bis Olympia, die zweite durch das benachbarte Inselmeer längs der Küsten von Euböia, dann nach Delos, Troizen, Epidauros und Agina. Selbständiger geworden und vor allem der Landessprache in höherm Grade mächtig als am Anfang unternimmt dann Lang in Begleitung eines Kollegen oder ganz allein eine Reihe anderer Ausflüge: nach Ithaka, von dort herüber nach Olympia und nun zu Pferde quer durch Südwestarkadien nach Messenien, über den Taygetos nach Lakonien, um in Tripoliza die Eisenbahn nach Argos und Athen zu erreichen. Von dort besucht er Delphi, endlich fährt er zu Dorpfeld hinüber nach Troja, besucht Konstantinopel und nimmt wieder allein Smyrna als Ausgangspunkt für kürzere Ausflüge nach Ephesos, Pergamon, Magnesia am Sipylus und Sardes. Der Heimweg führt ihn über Athen, Korfu und Brindisi zurück.

Der Schwerpunkt seiner Reise und also auch seiner Schilderungen liegt in Griechenland und Kleinasien. Diese haben für ihn größere Anziehungskraft als Italien und Sizilien, weil auf griechischem Boden zwischen dem Altertum und der Gegenwart nur ein barbarisches Zeitalter liegt, das nur zerstört, aber wenig geschaffen und also die Reste des Altertums auch durch spätere Zusätze und Umbauten fast gar nicht verändert hat, während sich in Italien, wenig Plätze wie etwa Pästum, Agrigent, Selinus und Segesta ausgenommen, eine reiche, selbständige Kultur über die antike geschoben und deren Denkmäler oft bis zur Unkenntlichkeit verändert hat. Doch wenn das Hauptinteresse des Verfassers auf das klassische Altertum gerichtet ist, und er dafür eine so warme Begeisterung empfindet, wie irgend ein Philolog sie empfinden kann, so hat er sich doch nicht nur den klaren, nüchternen Blick bewahrt, der die Dinge und die Menschen so sieht, wie sie wirklich sind, sondern auch ein umfassendes Interesse für alles, was ihm begegnet, für die historischen Erinnerungen wie für die Gegenwart. Er sieht überall die tiefen historischen Hintergründe, das Leben der Gegenwart als Fortsetzung der versunkenen Vergangenheit; er hat warmes Interesse für Italiener und Neugriechen, ohne in das übliche Räsonnieren und Beurteilen zu verfallen, wenn ihm hier einmal zudringliche Bettelei, dort Schmutz, Ungezieser und dürftige Verpflegung unbequem werden (und wie oft ist das auf griechischem Boden der Fall!); er glaubt an eine Zukunft der neugriechischen Kultur und verkehrt voll innern Behagens mit den Leuten im abgelegnen Gebirge, deren Gastfreundschaft er so unbefangenen Anspruch nimmt, wie sie ihm freundlich geboten wird; er betrachtet in Konstantinopel die Tänze der Derwische wie den Selamlil des Sultans und hat schließlich auch für die bald anziehenden halb abstoßenden Typen seiner europäischen gelehrten Reisegeellschaft ein scharfes Auge. Am meisten aber treten in seinen Schilderungen die Denkmäler und die Landschaften hervor, in ihrer Darstellung liegt das charakteristische Verdienst des Buchs. Nicht daß sich Lang in ausführliche archäologische Darstellungen einlasse, aber das wichtigste weiß er knapp, klar und allgemein verständlich hervorzuheben, besonders da, wo es sich um Punkte handelt, die weniger besucht werden, also im einzelnen weniger bekannt oder erst neulich aufgedeckt worden sind. Dies gilt zunächst von den griechischen Ruinenstädten Süditaliens und Siziliens; mit Recht nennt er hier Syrakus „für den Verehrer des griechischen Altertums den Höhepunkt der sizilischen Reise.“ Von besonderm Interesse sind dann in Griechenland, abgesehen von Athen, die Schilderungen von Olympia, Delphi, den argivischen Königsburgen und Ithaka. Während in Olympia die deutschen Ausgrabungen schon in den siebziger Jahren die berühmte Feststätte frei-

gelegt haben, ist die Aufdeckung von Delphi, dem größten und wichtigsten sakralen Mittelpunkt der griechischen Welt, erst im letzten Jahrzehnt den mit ungewöhnlich reichen Mitteln ausgerüsteten Franzosen gelungen, die das ganze auf der Tempelstätte liegende große Dorf Kastri (350 Häuser) angekauft, niedergedrückt und auf einer andern Stelle wieder aufgebaut haben. So haben sie seit dem Frühjahr 1893 den Tempel und eine Reihe von Schatzhäusern freigelegt und dabei, da die Plünderer des Heiligtums — der größte war Konstantin der Große — von dem unermesslichen Reichtume an Kunstwerken begreiflicherweise die Erzeugnisse der vollentwickeltesten Kunst vorzogen, zwar aus deren Blütezeit wenig gefunden, umso mehr aber aus der ältern, der archaischen Zeit, die dadurch in ein ganz neues, helleres Licht gerückt worden ist. Leider läßt die Publikation dieser Schätze noch immer auf sich warten; nur die Pariser Weltausstellung hat eine Übersicht davon zugänglich gemacht. Die homerischen Königsburgen, Tiryns und die „golddurchblinnte Mykene“ aufgedeckt zu haben, ist bekanntlich das unvergeßliche Verdienst Heinrich Schliemanns, der, unbeirrt von aller philologischen Hyperkritik, im festen Glauben an die Wirklichkeit dessen, was Homer schildert, den Spaten ansetzte und zum Erstaunen der gelehrten Welt diese Wirklichkeit fand, so wichtig und glänzend, wie sie in der altgriechischen Sage erscheint. Seitdem sind wir in der Beurteilung derartiger Überlieferungen wesentlich konservativer geworden. Schliemann hat auf dem flachen Burghügel von Tiryns unmittelbar am Strande des argolischen Meerbusens hinter den Riesenmauern, die schon den Griechen als das Werk übermenschlicher Baumeister, der Cyclopen galten, die ganze Anlage eines echt homerischen Palastes mit dem Hof, dem säulengetragenen Männeraal (*μέγαρον*, dem Urbilde auch des griechischen Tempels mit Vorhalle und Vorhaus, *πρόδομος*), Frauengemach, Schlafgemach und Schatzhaus, auf der weit imposanteren, seit der argivischen Zerstörung 468 v. Chr. verlassenen Höhe von Mykenä im nordöstlichen Winkel der Inachos-ebene zu dem Löwenthor und dem sogenannten Schatzhause des Atreus vor allem die mit Goldschmuck aufs reichste ausgestatteten Königsgräber aufgedeckt, damit Reste einer schon hochentwickelten, halborientalischen Kunst, die den sagenhaften Zusammenhang dieser Bauten und der Herrengeschlechter, die sie errichtet haben, mit Vorderasien über allen Zweifel erhebt. Auch Lang hat sich dem mächtigen Eindrucke dieser so lange angezweifelten Wirklichkeit nicht entziehen können; er ist als ein Homergläubiger nach Ithaka gezogen, um auch hier den Spuren des Dichters an Ort und Stelle nachzugehen, und hat hier die Überzeugung gewonnen, daß Homer die Insel genau gekannt und naturgetreu geschildert hat. Und welcher Grund liegt denn auch vor, daran zu zweifeln und anzunehmen, daß die Angaben der Odyssee nur Phantastiegebilde seien? In der tiefen, völlig windgeschützten Bucht am heutigen Hauptort der Insel, Nafthi (*Ναΐ*), auf ihrer Südhälfte erkennt er den Phorkyshafen, wo die Phäaken den schlummernden Odysseus ans Land setzen; auf der kleinen Hochebene Marathia im Süden findet er die „Ställe des Eumaios“ wieder, in einer starken Quelle am Abhange die Arethusa, im Norden der Nordhälfte zwischen Neriton und Neion an der „Bucht der Polis,“ wie sie noch heute heißt, die Stadt und die Burg des Odysseus. Ein Kärtchen (aus Völklers Griechenland) macht diese Aufstellungen noch anschaulicher, die Lang in einer „Nachschrift“ für Philologen auch gegen Dörpfelds neue Meinung, das homerische Ithaka sei Leukas, vertritt. Voll homerischer Erinnerungen ist er dann nach Troja gegangen, wo Schliemann das Erstaunlichste geleistet hat, indem er, der ganz festen und doch lange in der Neuzeit nicht mehr geglaubten Tradition der Alten folgend, seit 1871 an der Stätte von Hisarlik (d. i. Burgruine) über der versumpften Ebene des Skamandros nach dem homerischen Troja grub. Nachweislich haben hier neun Niederlassungen einander abgelöst, begreiflich, weil diese Städte alle aus leichten

Lehmhäusern ohne Kellergehoß und tiefe Grundmauern bestanden, die, wenn sie zerstört waren, nur eine bald von Pflanzenwuchs überwucherte Lehmschicht zurückließen und von den Erbauern der nachfolgenden Stadt gar nicht bemerkt wurden, weil auch diese sich mit ähnlichen begnügten. Nur die starken Burg- oder Stadtmauern sind erhalten geblieben. Hier glaubte Schliemann in der zweiten Schicht (von unten) die homerische Stadt gefunden zu haben, und hier fand er wirklich den sogenannten Schatz des Priamos. Aber er stieß sofort auf den begründeten Einwand, die Kultur der Reste, die er zu Tage gefördert hatte (und die jetzt dank seiner großartigen Schenkung im Berliner Museum für Völkerkunde aufgestellt sind), müsse weit älter sein als die doch unzweifelhaft der homerischen Stadt gleichzeitige mykenische. Erst nach Schliemanns Tode (1890) hat Dörpfeld 1893/94 in der sechsten Schicht das homerische Troja aufgedeckt, eine ausgedehnte Burganlage hinter starken hohen Mauern und Türmen, die nach Lage und Beschaffenheit den Schilderungen der Ilias durchaus entspricht. Sehr schön führt Lang noch aus, wie auch der Anblick der großartigen Landschaft völlig zu Homers Anschauung passe: Nach dem Hellespont hinunter das weite Schlachtfeld in der jetzt wüsten Ebene des Skamandros, „am Strande des lautaufruschenden Meeres“ rechts und links die uralten Grabhügel, an denen die Namen des Ajax, Achilleus und Patroklos seit grauer Vorzeit haften, nach Süden am Horizont der gewaltige Ida, von dessen Gipfel Gargaros aus Zeus der männermordenden Feldschlacht zusieht, aus dem blauen Meere hinter Imbros emporsteigend die riesige Bergmasse von Samothrake, der Sitz Poseidons, und dahinter im hellen Abendhimmel die Pyramide des fernen Athos.

Wie tragische Verlassenheit anderthalb Jahrtausende lang die Stätte von Troja bedeckt hat, so ruht sie noch heute auf den meisten altgriechischen Kulturstätten des westlichen Kleinasien. Nur in Pergamon und Magnesia am Sipylos, das den Durchbruch des Hermosthals von der lydischen Hochebene nach der Küste beherrscht, bestehen noch heute ansehnliche, blühende Ortschaften, und Smyrna ist die größte Stadt Anatoliens. Aber die Ruinen von Ephesos liegen heute in öder halb ver-sumpfter Steppe, und auf der Stelle der glänzenden lydischen Königsstadt Sardes am Fuße des mächtigen Imolos steht nur ein paar Lehmhütten; sogar die einst unbezwingliche Burg auf ihrem zernagten Felsen, etwa 300 Meter über der ver-sumpften fieberhauchenden Thalsohle des Paktolos, ist fast gänzlich verschwunden, und nur einige Säulen, sowie die lange Reihe der kegelförmigen lydischen Königsgräber (über sechzig) längs des Hermos bezeichnen heute die alte Hauptstadt Kleinasiens.

Außerordentlich belebt werden Langs Schilderungen antiker Örtlichkeiten durch seine prächtigen Landschaftsbilder, in deren Rahmen er sie zu setzen weiß. Er sieht mit den Augen des Malers. Es wird wenig Bücher über den klassischen Süden geben, aus denen die für Griechenland so charakteristische Verbindung des starren, schneebedeckten alpinen Hochgebirgs mit der üppigen Fruchtebene und dem fernen blauen Meere als Hintergrund unter der leuchtenden tiefblauen Glaskuppel des Himmelsgewölbes so anschaulich und lebendig hervorträte wie bei ihm. Bilder wie die Ausichten vom Pentelikon bei Athen im Abendlicht, von Delphi, von Akrokorinth, vom arkadisch-messenischen Grenzgebirge und von der Paßhöhe des Taygetos auf Messenien haften dauernd. Wie anschaulich wird auch der korinthische Meerbusen, wenn er, ein tiefblaues breites Becken, im Norden das Schneehaupt des Parnassos mit Hellikon und Kithäron, im Süden die imposante Kette der nordarkadischen Randgebirge von der „laubshüttelnden Myllene“ bis zum Erymanthos mit einem Alpensee oder einem norwegischen Fjord verglichen wird, „nur daß der griechische Sommertag die nordischen Nebel und Wolken nicht duldet, sondern über Gebirge und Meer

die durchsichtige Klarheit seiner farbenprächtigen Lichtfülle verbreitet.“ Erst wenn man sich die Hellenen in dieser herrlichen Umgebung mit ihren leuchtenden Farben und ihren bald großartigen bald anmutigen Umrißlinien vorstellt, wird ihre helle Lebensfreude, ihr Schönheitssinn und ihre geistige Lebendigkeit recht begreiflich. Wer aber als gebildeter Mensch nach Griechenland gehn will, der vergesse nicht, dieses anspruchslose leichte kleine Buch einzustecken.

Nur nebenher machen wir Freunde guter englischer Lektüre auf die Reisebeschreibungen eines gelehrten Amerikaners aufmerksam: *The Isles and Shrines of Greece* by Samuel J. Barrows. Illustrated. (Boston, Roberts Brothers, 1898, XIV und 392 Seiten.) Mit reichen Mitteln und guten Verbindungen ausgestattet hat der Verfasser die ionischen Inseln, Attika, den Peloponnes, Phokis mit Delphi, Thessalien bis zu den Meteoraklöstern und Tempe, die Inseln des Ägäischen Meers und Troja besucht; er ist, wie er in der Vorrede sagt, „durch die Thore der Odyssee“ in Griechenland eingezogen und hat es „durch die trojanischen Thore der Iliade“ verlassen. Voll Begeisterung für das klassische Hellas und voll Sympathie und Hoffnung für das neue (vgl. S. 128) beobachtet er doch scharf antike Reste wie modernes Leben und schildert sehr lebendig. Die (19) Illustrationen nach Photographien sind trotz des kleinen Formats ganz vortrefflich, vorzüglich gewählt und sehr scharf, sodaß sie wirkliche Bilder geben. Das Buch ist Wilhelm Dörpfeld gewidmet, „der, indem er die verschütteten Schätze der alten Welt ans Licht brachte, die Dankbarkeit und Bewunderung der neuen Welt gewonnen hat,“ und es ist ein schönes Zeugnis für den unvergänglichen Zauber, den das griechische Altertum auf diese modernsten aller Menschen auszuüben vermag.

Als Reisehandbücher für den klassischen Süden bieten sich rühmlich bekannte Publikationen des Bibliographischen Instituts (Meyer) in Leipzig und Wien in neuem Gewande dar: *Italien in sechzig Tagen* (bis Neapel und Umgegend ohne Sizilien) von Dr. Th. Sell-Fels, nach dem Tode des verdienten Verfassers (1898) von einem kundigen Fachmann überarbeitet, 6. Auflage, 1900, und *Türkei, Rumänien, Serbien und Bulgarien*, 5. Auflage, 1898, das heute, wo unsre Beziehungen zum türkischen Orient so eng geworden sind, ein ganz besonderes Interesse beanspruchen darf. Der größte Teil des Buchs ist der europäischen Türkei und dem nördlichen Kleinasien (im Anschluß an die anatolischen Eisenbahnen bis Angora und Konia) gewidmet. Die Westküste von Kleinasien ist ausgeschlossen, weil sie in dem Reisehandbuch über Griechenland ihre natürliche Stelle findet; dafür werden die Routen längs der Nordküste des Ägäischen Meers bis zum Athos und Saloniki behandelt. Wer sich für diese Reisen etwas Türkisch aneignen will, findet dazu ein bequemes und praktisches Hilfsmittel in dem Türkischen Sprachführer; Konversationswörterbuch von Wilhelm Heinze, 2., vermehrte Auflage.

Als eine besondere Art von Reiseführer empfiehlt sich das ebenso launige wie sachkundige Büchlein *Est! Est! Est! Italienischer Schenkenführer* von Dr. Hans Barth in Rom (Oldenburg und Leipzig, Schulzische Hofbuchhandlung [1900].) Eine so gründliche Kenntnis italienischer Weine und Weinschenken verrät ein tiefes und liebevolles Studium, und zu Italien gehört der Wein wie der Sonnenschein.

Zum Schluß erwähnen wir noch eine dramatische Dichtung, die aus der Begeisterung für den klassischen Süden und das klassische Altertum entsprungen ist: *Nausikaa*. Ein Trauerspiel in fünf Akten von Siegfried Anger. (Reiße, Josef Grabeurs Verlag [1900].) Eine *Nausikaa* zu dichten und in dramatischen Formen mit Homer um die Palme zu ringen, hat Goethe auf Sizilien geplant, aber er ist über einige Szenen oder Szenenfragmente und eine Skizze der Handlung (in der Italienischen Reise) nicht hinausgekommen. Anger hat seinen Grundgedanken wieder aufgenommen, aber sich in sehr wesentlichen Dingen von ihm entfernt. Zwar endet

auch seine Naukikaa tragisch, aber weder hat sie sich, wie Goethe wollte, „kompromittiert,“ d. h. ihre Liebe vor den Phäaken verraten, noch spielt Odysseus eine halbschuldige Rolle. Naukikaa hat, obwohl zur schönsten und liebenswertesten Jungfrau erblickt, bis dahin von Liebe nichts gewußt und empfindet zu Eurhulos, der sie liebt, nur eine schweferliche Zuneigung. Aber ihre Mutter Arete, die das tiefe und reiche Gemütsleben der Tochter kennt, sieht voraus: „wenn sie liebt, wird es für ewig sein.“ Der Gedanke an Liebe tritt Naukikaa zuerst nahe, als sie sieht, daß ihre Freundin und Jugendgespielin Glauke liebt, aber sie begreift nicht, daß diese dabei gewählt hat. Da hat sie einen Traum. Als sie über dem Quell am Pappelwäldchen kniet, erscheint neben ihrem Spiegelbild das eines wunderherrlichen, göttergleichen Manneshaupts, und als sie nun wenig Stunden später Odysseus sieht, der sich durch Sturm und Wetter durchgerungen hat ans Land, wie er erfrischt und neugekleidet vor sie tritt, da ruft es in ihrem Innern: „Mein Traum, mein Traum!“; sie sieht in ihm das Traumbild und ihr Ideal verwirklicht, und die Liebesleidenschaft schlägt in lichten Flammen empor. Sie gesteht erst Glauke ihre Liebe und dann der Mutter, die ihr mit tiefer Sorge zuhört, denn noch weiß niemand, wer und was der Fremdling ist, obwohl er auch auf die Phäaken einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Naukikaas leidenschaftlicher Anteil an dem Fremden steigt durch seine Erzählungen von seinen Irrfahrten, die sie teils von ihm selbst, teils von andern hört, und durch seinen glänzenden Sieg im Wettkampf, den sie selbst mit ansieht. Doch hat der Dichter keinen Versuch gemacht, wie ihn Goethe beabsichtigte, diese Berichte in dialogischer Form breiter herauszuarbeiten; wir hören nur kurze Berichte über sie, nicht Odysseus selbst, der vielmehr im Hintergrunde gehalten wird. Die Katastrophe nähert sich rasch, als Naukikaa im vierten Akt erfährt, daß der Fremde Odysseus ist, daß er vermählt ist und sich nach der Heimat sehnt, wohin ihn ein Schiff der Phäaken bringen soll. Noch scheint es der Mutterliebe zu gelingen, die Leidenschaft der Tochter zu bezwingen; aber als sich Odysseus zur Abfahrt rüstet, steigt Naukikaa auf den Großfelsen, und sobald das Schiff am Horizont versinkt, stürzt sie sich ins Meer. In dieser Handlung ist nichts Unwahrscheinliches oder Unmotiviertes, sie schreitet rasch und ohne Stocken auf zwei Tage zusammengedrängt vorwärts bis zum Ende und enthält manche schöne, ergreifende Szene. Die Charaktere sind nicht ganz gleichmäßig ausgearbeitet. Am stärksten tritt natürlich Naukikaa hervor, aus deren dankbarer Rolle eine tüchtige Schauspielerin etwas Ähnliches machen könnte — mutatis mutandis — wie Grillparzers Sappho. Arete ist der Typus einer edeln Königin und Mutter, aber vielleicht zu sehr nur typisch; Alkinoos ist etwas zu passiv, als daß er lebendig würde, und von Odysseus hören wir mehr, als daß wir ihn sehen. Sehr lebenswürdig und anziehend ist dagegen Glauke geschildert. Im ganzen erinnert die Charakterzeichnung einigermaßen an ein attisches Flachrelief, aber es liegt über diesen Gestalten und ihrem Leben und Treiben auf der schönen, sonnigen Phäakeninsel, das von keiner unedeln Leidenschaft erschüttert wird, etwas von homerischem Zauber. Diesen Eindruck verstärken noch die prächtigen Schilderungen der südlichen Natur (vgl. besonders I, 1 und V, 1), die edle Sprache und die tadellosen Verse.

So lange deutsche Gymnasiallehrer das Altertum so lebendig empfinden, wie der Verfasser dieses Dramas, der Direktor des Gymnasiums in Graudenz ist, so lange ist uns um die Zukunft der humanistischen Bildung in Deutschland nicht bange.

*

